

Schräger Besuch aus dem Universum  
sucht scharfe Soße!

Ben Fischer ist ein großer Star-Wars-Fan,  
der ein stinknormales Leben führt.

Eines Tages entdeckt Ben jedoch unter seinem Bett  
einen kleinen verletzten Alien, den er Gerti tauft.

Dass Gerti eigentlich auf Geheimmission ist,  
um das Elixier der Unsterblichkeit zu finden,  
und ihm dabei ein Bösewicht auf den Fersen ist,  
bekommt Ben nicht erst nach Lichtjahren  
heraus, sondern früher als ihm lieb ist ...



9 783931 683672

15,90 €

EIN ALIEN UNTER MEINEM BETT

UTE SEIDEL



VNP

MEHR ALS ZEITUNG

UTE SEIDEL

# EIN ALIEN UNTER MEINEM BETT

Ute Seidel

## Freitag

*Logbuch DZ/&32\*77“: Problemlose Landung – noch kein Rot der Unsterblichkeit gesichtet – Geheimhaltung wohl gelungen – verfolge Scoville-Spur wie geplant*

Es war einer dieser Tage, von denen ich gleich wusste, dass sie ihre Versprechen nicht halten würden. Die Sonne schien zwar, aber so fusselig und fransig von einem diesigen Himmel, dass man sogar ins Licht gucken konnte, ohne dass es wehtat, und direkt in die Sonne schauen sollte man ja eigentlich nicht. Als mein Star-Wars-Wecker piepste, roch es aus der Küche noch nach frischen Brötchen. Als ich Zähne putzte, stank es nach verbrannten Brötchen und ich hörte Mama fluchen: „Shit, Shit, Shit!“ Mein schwarz-silbriges Darth Vader-T-Shirt war in der Wäsche und alle anderen T-Shirts fand ich doof, aber schließlich entschied ich mich für ein blaues Sportshirt, das ich von meinem Cousin Melvin geerbt hatte. Melvin war zwei Jahre älter, einen gefühlten Meter größer und spielte Trompete und Badminton. Badminton klang erstmal cool und geheimnisvoll, weil es ja „bad“ im Namen hatte, aber schon wenn man wusste, dass es im Deutschen „Federball“ hieß, war alle Coolness futsch. Ich musste da gleich an Mädchen mit Einhornpullis denken, die sich flauschige Küken zuwarfen. Melvin war so langweilig, dass sogar Mama aufgehört hatte, ihn mir als Vorbild zu verkaufen. Und das wollte was heißen.

Außerdem hatte er keinen einzigen Star-Wars-Film gesehen. Gut, Verwandtschaft kann man sich nicht aussuchen, sagte Mama immer. Aber in seinem Alter sollte man von Anakin Skywalker zumindest mal gehört haben.

Ein Alien unter meinem Bett, Ute Seidel  
© 2023 Verlag Nürnberger Presse Druckhaus Nürnberg  
GmbH & Co. KG

Covergestaltung und Illustrationen: Eva Spielhagen  
Umschlag: Pfeiffer Verlag und Medienservice GmbH &  
Co. KG, Midjourney AI  
Satz und Druck: ScandinavianBook  
Lektorat: Yvonne Durmann

ISBN: 9783931683672

„Ben! Beee!!!!“ Mama klang echt gestresst. Ich kickte die alten Socken unters Bett und rumpelte in die Küche. „Ben, mach hin. Du musst noch Erzwo und Dezwo füttern. Hast du die Schultasche ordentlich gepackt? Ich habe keine Lust, schon wieder einen Hinweis zu unterschreiben, weil du dein Zeug vergisst.“

„Guten Morgen erst mal“, dachte ich und holte Futter für die Kaninchen aus dem Schrank. Erzwo und Dezwo waren Geschwister und wohnten im Sommer bei Opa und Oma im Garten, aber wenn es nachts im Herbst kälter wurde, kamen sie in den Käfig im Esszimmer bei mir und Mama und blieben dort über den Winter. Wahrscheinlich hätten sie es auch im Winter draußen ausgehalten, aber Mama war skeptisch und ich war froh, wenigstens sechs Monate im Jahr echte Haustiere zu haben.

Ganz ohne Aufregung war für sie das Winterhalbjahr aber auch nicht. Einmal hatte ich sie im Treppenhaus hoppeln lassen, damit sie durchs Treppenhopsen fit blieben, aber dann kam Herr Fett (der hieß wirklich so, das ist jetzt nicht ein gemeiner Spitzname, den ich mir ausgedacht habe!) vom dritten Stock mit seiner Dogge Jango und die hätte sich fast Dezwo geschnappt! Seitdem kuschelte sich Dezwo immer ganz arg an Erzwo, wenn Jango draußen bellte. Eigentlich bräuchte Dezwo einen Psychologen, so wie Jasper aus meiner Klasse. Bei Jasper waren aber bellende Hunde nicht das Problem. Dass es Tierpsychologen gibt, habe ich schon irgendwo mal gelesen, aber da ging es um Pferde, nicht um Hasen. Und Erzwo machte seinen Job als Tröster und Kuschler sowieso ganz gut.

Bananenchips mochten die Kaninchen am liebsten, aber die

fand ich auch super. Mama meinte früher immer, ich solle kein Kaninchenfutter essen, aber als sie mal einen Bananenchip versucht hatte, musste sie zugeben, dass die echt lecker waren. Seitdem waren die Bananenchips immer ganz schnell alle, aber Erzwo und Dezwo mochten Grünrollis auch ganz gerne und auf die standen wir glücklicherweise gar nicht. (Ich hatte sie mal heimlich mit Milch als Müsli gegessen, aber sie hatten die Milch grün gefärbt und echt suboptimal geschmeckt.)

Mama und ich experimentierten gerne. Ich hatte mein eigenes Mikroskop und Mama hat in dem Zimmer, in dem sonst ein Papa sein Büro oder ein zweites Kind sein Kinderzimmer hätte, ein kleines Labor eingerichtet. Mama arbeitete an der Uni in der Biochemie und forschte über scharfe Sachen. Wir hatten sogar ein Fläschchen Mad Dog 357 No. 9 Plutonium im Haus – die schärfste Chilisaucen der Welt! Wir hatten uns aber bisher noch nicht getraut, sie zu probieren. Meine Mama bewegte sich im Institut auf der Scoville-Skala ganz oben. Mit der Scoville-Skala konnte die Schärfe von Chilis bestimmt werden. Bei Mamas Forschungen ging es aber eigentlich gar nicht ums Essen und Kochen, sondern um Medizin und Chemie und darum, was man mit der Schärfe alles anfangen konnte, außer sich den Magen zu verätzen.

Wenn die Schulsekretärin bei Mama in der Arbeit anrief (und das musste sie immer wieder mal, wenn ich mich verletzt hatte oder es Ärger gab oder ich irgendwas Wichtiges verloren hatte), musste sie nach Dr. Lea Fischer verlangen. Meine Mutter war nämlich Doktor für Scharfes und damit tausendmal klüger, als ich es je sein würde, aber egal.

Mama stellte mir einen Teller mit zwei Toasts hin und kippte

die verbrannten Brötchen in den Müll. Ich strich Butter auf die Toasts, die sofort schmolz und in die Toastporen einsickerte. Dann gab ich einen vollen Zentimeter Honig drauf. Das ging, weil der Honig nicht so ein flüssiger war, sondern dick mit Kristallen drin. Mama schaute auf den Toast und meinte: „Davon kann ein afrikanisches Dorf eine Woche lang leben, Ben. Übertreib es nicht.“

„Mein Körper baut sich um“, sagte ich und grinste.

Mama seufzte, schob sich ihre Haut-Haare-Nägel-Tablette in den Mund, spülte mit Orangensaft nach und packte ihre Tasche. „Kannst du dein Gedicht?“, fragte sie, obwohl die Frage völlig unsinnig war, weil (a) es viel zu spät gewesen wäre, es jetzt noch schnell zu lernen, und (b), weil ich es konnte. Mama wollte in unserem Haushalt so ein kleines Nordkorea aufbauen, mit Totalüberwachung und genauen Regeln. Aber sie kriegte das nicht so hin. Zum Glück für die Untertanen von Kim Yong Mama.

Als ich in die Schule radelte, ging ich nochmal die Ballade im Kopf durch. „John Maynard“ von Fontane. Eigentlich war das eine ganz spannende Geschichte. Eine Fähre fährt von Detroit nach Buffalo über den Eriesee und fängt Feuer. Der Steuermann schafft es, das Schiff noch voll an den knirschenden Strand zu rammen und so zu verhindern, dass alle Passagiere sterben, aber ihn hat es dabei erwischt. Alle Leute sind total gerührt und feiern ihn als Helden. In Wirklichkeit, also nicht im Gedicht, sind die meisten Passagiere umgekommen und die Fähre fuhr genau andersrum, von Buffalo nach Detroit. Aber auf Detroit reimt sich halt auf nichts, da hat Fontane es rumgedreht und der brennende Kahn fuhr in Nullkommanix in die andere Richtung. Auf Buffalo kann

man wenigstens „hallo“ und „froh“ reimen und das hat Fontane dann auch gemacht. „Stroh“ und „Klo“ wäre auch gegangen, aber das hat wohl nicht so gepasst. Obwohl: „Die Herzen aber sind frei und froh, noch fünfzehn Minuten bis zum nächsten Klo!“ Das hat ja auch schon jeder mal erlebt.

Unsere Deutschlehrerin Frau Hansen mochte Literatur deutlich mehr als wir. Theoretisch hätte sie einem fast genauso leidtun können wie John Maynard, aber nur theoretisch, denn Frau Hansen war richtig blöd.

Meine Schule verfolgte das Prinzip der dualen Monoeducation. Das klingt jetzt wie „geteerte Wiese“ oder „lebende Tote“, weil dual ja zwei heißt und mono eins. Aber was dahintersteckte, war bloß, dass wir an der Schule Mädchen und Jungen hatten, aber nicht in gemischten Klassen. Meine Klasse war demnach eine reine Jungenklasse. Und dann gab es noch reine Mädchenklassen. Die wollten viele Lehrer lieber unterrichten, obwohl das sicher auch die Hölle war. Während in den Mädchenklassen im Internet gemobbt wurde, schlagerten wir uns in der Pause auf dem Klo. Das war doch irgendwie ehrlicher, brachte uns aber viel mehr Ärger und Nacharbeitstermine ein als den Mädchen. Frau Hansen war noch recht jung, aber überhaupt nicht locker. Sie hätte Mama beim Nordkoreaaufbau einiges beibringen können. Für alles gab es Striche: für versäumten Tafeldienst, fehlende Hefte, unterringelte statt mit dem Lineal unterstrichene Überschriften, natürlich für vergessene Hausaufgaben (das machten andere Lehrer auch, das war okay), fürs Kippeln, manchmal sogar für das Über-den-Rand-Schreiben. Und bei drei Strichen war Nacharbeit fällig, Freitagnachmittag, außer man hatte Chor. Nacharbeit war eigentlich Nachsit-

zen, nur dass man Aufgaben lösen musste. Damit bestrafen sich die Lehrer selbst, weil sie die ja erst kopieren und dann korrigieren mussten. Die schlauen Lehrer vermieden deshalb Nacharbeiten, aber Frau Hansen hatte wohl unendlich viel Zeit. Sie war auch sonst nicht nett. Vielleicht hasste sie sogar Kinder. Vor allem die, die nicht so toll funktionierten, und davon gab es in meiner Jungenklasse eine ganze Menge. Manche dieser nicht funktionierenden Kinder fand ich auch doof, die Auftrauer, Angeber, Arschnasen. Manche taten mir leid. Aber dass Frau Hansen mich auch zu den nicht funktionierenden Kindern zählte und Mama bei jeder Sprechstunde als Alleinerziehende bedauerte, das war echt der Gipfel. Deshalb wollte Mama auch, dass ich besonders gut funktionierte, und deshalb fragte sie mich auch so unsinnig, ob ich mein Gedicht gelernt hätte.

Die Parallelklasse hatte „John Maynard“ in einen BILD-Zeitungsartikel umschreiben dürfen, mit fetten Schlagzeilen wie „Sexy-Held im Flammenmeer“ oder „Kleine Kinder und furchtlose Frauen im Feuerkessel“. Wir dagegen mussten das Metrum und den Reim analysieren, das Gedicht abschreiben und auswendig lernen. Heute war ein Arbeitsblatt zu Fontanes Leben dran. Ohne Bild, nur dicht gedruckter Text mit Lücken. Frau Hansen las aus einem Lexikon vor und wir sollten die fehlenden Sachen einfüllen. Fontane war ziemlich unterwegs gewesen in Europa, das klang eigentlich ganz interessant. Über dem Zuhören und Darübernachdenken hatte ich aber gleich ein paar Lücken verkackt. Zum Glück kam ich beim Auflösen dieses ungeheuer motivierenden Mitschreibrätsels nicht an die Reihe.

Messi war als Erster mit dem Aufsagen von „John Maynard“

dran. Er hieß eigentlich Nicolas, aber Messi war sein Spitzname, weil er so toll Fußball spielte. Und so unordentlich war. Messi mochte ich total gern, denn er schlägerte nicht und war wie ich ein Star-Wars-Fan. Weil Messi Legasthenie hatte, zählten seine mündlichen Leistungen mehr. Ich fand das in Ordnung, aber andere regten sich darüber auf.

„Ich bin total unmusikalisch, aber deshalb lässt mich der Miesbach trotzdem vorsingen“, meinte zum Beispiel Tobi, und Henning sagte mal ganz abschätzig, dass man heute ohne richtige Rechtschreibung sowieso keinen Job bekäme und Messi die Sonderbehandlung am Ende gar nichts nützen würde. Aber egal, Messi musste auf jeden Fall bei Frau Hansen immer Gedichte aufsagen, weil sie ja seine Aufsätze nicht so stark bewerten durfte.

„Und irgendwelche Noten muss ich ja machen“, hatte sie als Begründung ganz spitz gesagt, als Messi wieder mal ein Gedicht vortrug, das wir anderen nicht lernen mussten. Das Problem daran war nur, dass Messi kein so gutes Gedächtnis hatte und deshalb nicht so ein fesselnder Gedichtaufsager war. Darum klang auch „John Maynard“ ein bisschen so, als stotterte die Dampfmaschine der Fähre und als ob die Menschen an Bord „Feuer“ flüsterten und an den spannendsten Stellen einschließen. Es war schon fast wieder witzig, auch wenn Messi es nicht extra witzig machen wollte, so ein Klassenclown war er ja nicht.

Frau Hansen wurde ganz rot und machte so eine unzufriedene Schnute. „Du nützt die Chancen gar nicht, die man dir gibt, Nicolas. Du leierst. Und der Text sitzt einfach nicht. Deine Stimme muss das spannende Geschehen transportieren! Steh gerade, Brust raus!“ Bei „Brust raus“ war es ja gut,

dass wir duale Monoedukation hatten, denn in einer gemischten Klasse hätten wir jetzt voll über Mädchenbrüste gekichert, aber so kamen die meisten gar nicht auf Busen, sondern dachten an Brustschwimmen oder Brusthaare, also was Männliches.

„Das war eine Fünf. Versuch's gleich nochmal, vielleicht kannst du es ausbügeln. Und ihr hört mal genau zu, wo man etwas besser machen kann“, ordnete Frau Hansen an. Das war kein großzügiges Angebot an Messi, das hörte man, sondern sie wollte ihm reindrücken, wie schlecht sein Vortrag war, und ihn nochmal bloßstellen. Messi sagte aber nur: „Ich will nicht.“ Er klang nicht weinerlich und nicht trotzig, er sagte einfach bloß: „Ich will nicht.“ Das fand ich an Messi toll. Er war irgendwie so standhaft, genau wie beim Fußball, wo er auch keinen Zentimeter hergab, aber nie fies spielte oder rumdiskutierte.

„Wie du meinst“, sagte Frau Hansen kühl und trug die Note in ihr Büchlein ein. „Ben, versuch du dein Glück! Oder willst du etwa auch nicht?“ Im Gegensatz zu Messi war ich total sauer. Und im Gegensatz zu Messi konnte ich das Gedicht richtig gut.

Ich ging nach vorne, Frau Hansen trat zur Seite und zückte den Stift. Ich schaute in die Klasse und Messi fing meinen Blick ein. Er grinste ganz leicht und hielt eine seiner Jedi-Sammelkarten hoch, von denen er immer mehr im Mäppchen hatte als Stifte. Ich grinste zurück und holte dann Luft.

„John Maynard! Wer ist John Maynard?“

Die ersten zwei Strophen sagte ich ganz normal auf und Frau Hansen lächelte zufrieden wie ein sattes Schweinchen, aber dann, als es in der dritten Strophe hieß:

„Alle Herzen sind froh, alle Herzen sind frei -  
da kling'ts aus dem Schiffsraum her wie Schrei,  
'Feuer!' war es, was da klang“,  
da schrie ich das „Feuer“ so, als würde es wirklich brennen.  
Richtig laut und voll verzweifelt.

Etwas später fragt dann der Kapitän in den Rauch hinein, ob John Maynard noch da sei, und ich antwortete „mit ersterbender Stimme: ‚Ja, Herr, ich halt's!‘“ - und ihr könnt es glauben, meine Stimme war so ersterbend, dass ich dafür einen Oscar verdient hätte. Oder zumindest eine Rolle in Star Wars. Am Schluss der Ballade, an der Stelle, an der der Sarg heruntergelassen wird, lief ich zu ganz großer Form auf und ließ eine unsichtbare Blume in das Grab fallen. Nach meinen letzten Worten, „John Maynard“ - und die verkündete ich ganz langsam und feierlich -, war es still in der Klasse. Als Nächstes begann Messi zu klatschen und plötzlich johlten alle. Ich verbeugte mich und dann gab es einen Knall. Frau Hansen hatte ihr Notenbuch auf den Tisch klatschen lassen und es wurde schlagartig wieder still in der Klasse. Frau Hansen sah mich an und statt wie erwartet loszubrüllen, sagte sie in einer ganz kühlen Stimme: „Du veralberst Literatur, du machst dich über mich lustig, du zerstörst meinen Unterricht. Ich erteile dir einen Verweis wegen ungebührlichen Verhaltens.“ Bei einem Casting für einen weiblichen Imperator wäre sie mit diesem Auftritt sicher in die engere Auswahl gekommen.

Zum Glück erlöste mich der Gong. Sofort war ich von Mitschülern umzingelt, die mir gratulierten und mir anerkennend auf die Schulter klopfen. „Mann, Alter!“, sagte sogar Freddie, der sonst nie mit mir sprach. Ich konnte das aber

gar nicht genießen. Irgendwie war es kein Triumph und mir tat Mama leid, denn sie würde den Verweis ja unterschreiben müssen und schlimmstenfalls wurde sie von der Hansen wieder als alleinerziehend bedauert, da war ja ein missratener Sohn die logische Folge. So tickte das Gehirn von Frau Hansen nämlich. Die würde nie alleinerziehend sein, denn dafür brauchte man ja erst einmal einen Mann, mit dem man ein Kind hatte. Und dass die Hansen einen Mann fand, das konnte ich mir nicht vorstellen.

Messi holte mir vom Pausenverkauf eine halbe Pizza. Das war nett, aber die war noch so heiß, dass ich mir die Zunge verbrannte. Wie gesagt: Es war einer dieser Tage, von denen ich gleich wusste, dass sie ihre Versprechen nicht halten würden.

Dass es regnete, als ich mit dem Rad heimfuhr, war dann auch keine Überraschung.

Mama war noch in der Uni und hatte mir eine lange To-do-Liste geschrieben, auf der nur „regelmäßig atmen“ und „Stuhlgang notieren“ fehlte. Was Stuhlgang ist, erkläre ich hier jetzt nicht.

Ich machte mich an Punkt 2: „Kartoffelsuppe aufwärmen“. Ich schüttete was von den Chiliflocken dazu, dann war die Suppe erträglich. Ich war nämlich wie Mama ein Capsaicin-Fan: Je schärfer, desto besser, auch wenn dann der Stuhlgang – halt, dazu wollte ich ja nix sagen. Während die Suppe warm wurde, bearbeitete ich brav Punkt 5 der Liste: „Müll runtertragen, Tonne rausstellen“. Eigentlich war das nicht so dringlich, weil die Tonnen ja erst morgen Früh geleert würden, und der Regen war auch nicht so toll zum Tonnenrausstellen, aber ich wollte unten sowieso noch den Briefkasten

checken, ob meine Star-Wars-Club-Zeitschrift endlich gekommen war. Die könnte ich dann nämlich parallel zum Suppe-Essen lesen.

Ich schlüpfte schnell wieder in meine nassen Sneakers, schnappte mir den Müll, klemmte einen von Mamas Schuhen zwischen Tür und Rahmen, damit die Tür nicht zufiel, und machte mich auf den Weg, bevor die Kartoffelsuppe anbrennen würde und man sie nicht mal mehr durch Chili und Star Wars retten könnte.

Ich sprang also mit der Mülltüte die Stufen hinunter, da kam mir zwischen dem ersten und dem zweiten Stock Jango entgegengehechelt, ohne Leine! Vom Erdgeschoss hörte man Herrn Fett brüllen: „Jango, Fuß! Platz! Sitz! Hierher!“ Sabberfäden schwangen um sein Maul. Jangos Maul natürlich. Herrn Fett konnte ich ja noch nicht sehen, sondern nur hören. Die Dogge dachte gar nicht daran, einen der zur Auswahl stehenden Befehle zu befolgen. Sie bellte kurz, bremste, schnüffelte an meinen Turnschuhen und jagte dann weiter an mir vorbei nach oben. Angst hatte ich da nicht, denn Jango war eigentlich ein Schisser und hatte mir noch nie was getan. Nur die Spuckefetzen an den Lefzen waren ein bisschen eklig, und die wollte ich nicht auf den Turnschuhen haben.

Gleich darauf kam mir Herr Fett entgegen, er keuchte (obwohl er nicht so fett ist, wie man aufgrund seines Namens meinen könnte) und murmelte was von „Scheißhund“. „Tag, Herr Fett“, sagte ich, weil Mama das wichtig findet, dass jeder im Haus sich grüßt, aber zu Herrn Fett war das wohl noch nicht vorgedrungen. Oder es fehlte ihm echt der Atem dafür. Als ich unten die Tür öffnete, wehte mir plötzlich ein sau-

kalter Wind entgegen, so als ob gerade noch ein tiefgekühlter Jango an mir vorbeigesaust wäre. Mir war plötzlich ganz kribbelig zumute. Ich schluckte, griff die Mülltüte fester und warf sie schnell in die Tonne, die noch in dem kleinen Unterstand war. Der Unterstand war völlig verdreckt, so als ob dort jemand übel gewütet hätte. Sogar ekliger, braungrüner Schleim war am Boden. Die Tonne war so schwer, dass ich damit das grüne Gesabber nicht elegant umkurven konnte. Als ich die Tonne an den Straßenrand rollte, zog sie den Schleim, der kleine Bläschen warf, wie kleine Schienen hinter sich her. Ich stellte sie mit der Deckelöffnung nach vorne ab, weil wir eine automatische Müllabfuhr hatten, mit nur einem Fahrer, und alles andere machte der Wagen. Das fand ich als kleines Kind ziemlich cool. Heute fragte ich mich, ob der zweite Mann, der früher wohl mitgefahren sein musste, jetzt keinen Job mehr hatte. Irgendwann fing man an, sich über alles Sorgen und Gedanken zu machen, und man staunte viel seltener einfach nur so.

Immerhin war das neue Star-Wars-Magazin schon im Briefkasten, eingeklemmt zwischen einem Modedekatalog für Mama (sie kaufte gerne über den Katalog ein und ich füllte ihr die Retoure-Zettel aus, wenn wieder mal was nicht passte; fürs Retourepaket-Abgeben kriegte ich von ihr Geld, zusätzlich zum Taschengeld) und einer Postkarte von Ingo Murschel. Der stand auf Mama und versuchte, mit originellen Postkarten ihr Herz zu erobern. Aber das klappte nicht so richtig. Natürlich las ich die Karte gleich, denn wenn ich sie nicht hätte lesen sollen, hätte er sie mal lieber in einen Umschlag gesteckt und etwas mehr Porto gezahlt oder gleich eine Mail geschickt oder was über WhatsApp. Die Karte zeig-

te eine bronzene Meerjungfrau mit gehäkeltem Büstenhalter. Peinlicher ging's ja wohl kaum. „Grüße aus Kopenhagen. Schöne Stadt, interessantes Symposium. Wish you were here. Smiley von Ingo.“ Statt ein Smiley hinzumalen, hatte er das Wort tatsächlich ausgeschrieben. Was ein Symposium war, wusste ich auch, nämlich so eine Art Konferenz. Ingo forschte über Dünger. Mama kannte ihn aus der Uni und ab und zu holte er sie bei uns zu einem Konzert oder einem Düngervortrag ab. Bei Ingo war immer alles „spannend“ und „nachhaltig“ und „zielführend“ - ob er das selber war, na ich weiß nicht, aber Mama biss sowieso nicht so richtig an. Da konnte ich die Karte ruhig auf den Küchentisch legen und musste sie nicht heimlich in der Schleimtonne verschwinden lassen. Ingo würde sich auch ohne mein Zutun erledigen, das hatte ich im Gefühl.

Als ich mit Karte, Katalog und meinem Heft unterm Arm wieder die Treppe hochging, hörte ich Jango hysterisch bellten. Weil er so selten bellte, erschrak man richtig, wenn man dieses heisere panische Gekläff dann doch mal zu Ohren bekam. In dem Moment fiel mir ein, dass ich ja die Wohnungstür offen gelassen hatte, nur mit dem Schuh dazwischen. Was, wenn Jango den Schuh reinstupste oder wegzog und die Tür fiel zu, während die Kartoffelpampe immer noch auf dem Herd brodelte? Oder noch schlimmer: Erzwo und Dezwo waren ihm schutzlos ausgeliefert! Das bisschen Käfig um sie rum würde Jango locker mit den Zähnen aufbiegen und Dezwo hatte sowieso schon ein Jangotrauma und wahrscheinlich auch ein schwaches Herz! Ich rannte die Treppen hoch, als wäre ich selbst ein gejagtes Tier. Dabei verlor ich unterwegs Ingo Murschels Jungfrauenkarte, aber das war

angesichts Gefahr im Verzug sowas von egal. Jango bellte immer noch heiser und aufgereg, aber als ich fast bei uns im zweiten Stock war, stellte ich erleichtert fest, dass Jangos Kläffen von weiter oben aus dem Treppenhaus runterhallte, dazu konnte man jetzt Herrn Fett hören, der zornig „Gib Ruh, du alter Ochse!“ rief und Jango offenbar erwischt hatte.

Vor dem Fußabstreifer wäre ich fast ausgerutscht – oh nein, die gleiche grünbraune Blubberpampe! Jetzt hatte ich sie am Schuh. Ich zog mir gleich mal die Sneakers aus und ließ sie auf dem Fußabstreifer stehen. Im Flur auf Mamas geliebtem Stäbchenparkett entdeckte ich dann weitere Schleimflecken. War Jango doch drin gewesen? Ich warf einen Blick auf den Hasenkäfig. Dezwo mümmelte an einer alten Karotte rum und Erzwo schlief ausgestreckt im Heu. Dezwo sah eindeutig nicht gestresst aus. Oder war der Glibber aus meiner eigenen Mülltüte geronnen, als ich sie runtergetragen hatte? Aber warum war dann so viel Schleim auch rund um die Tonnen gewesen, und zwar definitiv bevor ich dort rumgekruschert hatte? Ich klatschte den Katalog und die Zeitschrift auf den Tisch, stellte die Kartoffelsuppe ab und holte mir die Küchenrolle. Mamas Version wäre sicher die, dass ich alles eingeschleimt hätte, da putzte ich den Dreck lieber auf. Auf den Knien rubbelte ich nun die grünen Blubberbatzen weg, die, so eklig sie aussahen, erstaunlicherweise nicht abstoßend rochen. Ehrlich gesagt roch das Zeug entfernt nach Zimt. Nicht so, dass man es hätte probieren wollen, aber auch nicht unangenehm. Ein paar kleinere Spritzer und Tropfen wischte ich auf dem Weg in mein Zimmer weg. Das war ja nun ganz seltsam, denn da war ich eindeutig nicht mit der Mülltüte unterwegs gewesen. In meinem Zimmer

fand ich keine Spuren mehr und das war gut so, weil ich ja Teppich im Zimmer hatte, und da wäre das grüne Zeug viel schlechter weggegangen und ich hätte mich vielleicht ekeln müssen, bis ich auszog, um zu studieren (oder eine Lehre zu machen, was wahrscheinlicher war, weil man da kein Latein brauchte).

Ich warf die angeschleimten Küchenrollenpapiere in eine neue Tüte und klemmte sie in den Küchenmülleimer. Die Suppe war jetzt genau auf die richtige Wärme runtergekühlt und schön scharf, und endlich konnte ich mal in das neue Star-Wars-Heft schauen. Mann, so ein Stress, erst in der Schule, dann daheim. Wie gesagt, es war einer dieser Tage, von denen ich gleich wusste, dass sie für die Tonne waren.